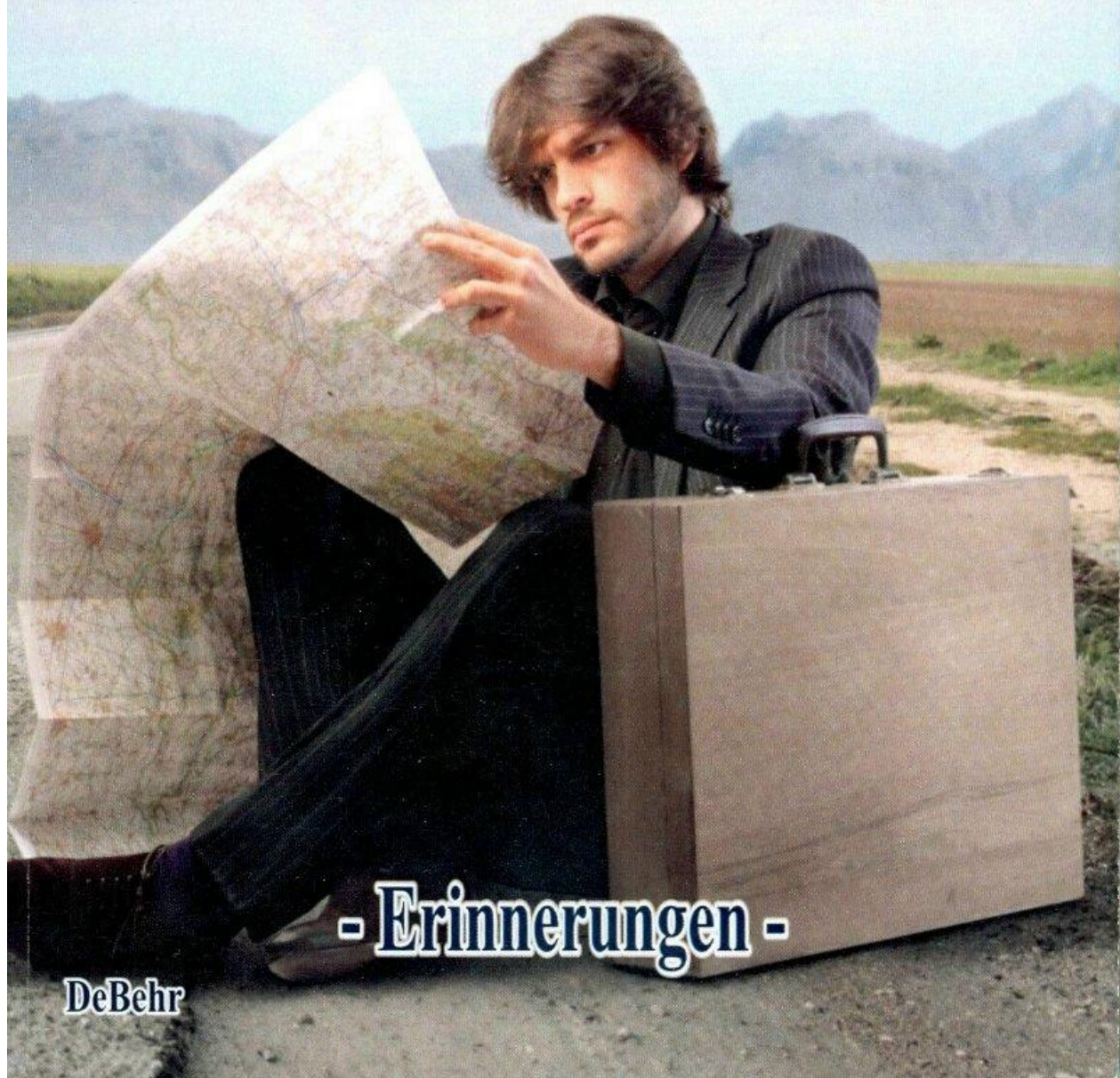


Zbigniew Wilkiewicz

Heimatloser Ausländer



DeBehr

Dr. Zbigniew Wilkiewicz
Steinstr. 4a
32602 Vlotho
Tel. 05733.18345
Zbigniew.wilkiewicz@gesw.de

Exposé zu „Heimatloser Ausländer“

Das vorliegende Buch ist schon vor einigen Jahren in meinem Kopf entstanden. Ich fand nie die Zeit, es niederzuschreiben. Ich habe aber einzelne Episoden häufig und gerne erzählt. Von einigen mir nahe stehenden Personen wurde ich immer wieder aufgefordert, meine Erinnerungen aufzuschreiben. Das ist nun in den letzten Monaten geschehen. Ich habe diese Aufzeichnungen in erster Linie im Gedenken an meine lebenden und toten Familienangehörigen und Freunde verfasst, die im Laufe der Jahre ein wenig in Vergessenheit geraten sind. Ich hoffe, dass dieser Text auch in polnischer Sprache erscheinen kann.

Der Text beinhaltet Erinnerungen an die ersten 35 Jahre meines Lebens in Deutschland. Er behandelt einen großen Ausschnitt der Lebensgeschichte eines heimatlosen Ausländers mit polnischen und lettischen Wurzeln, der in der deutschen Provinz in bescheidenen Verhältnissen aufwächst. Reflektiert wird das zuweilen schmerzliche Hin und Her zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und Selbstfindung.

Die in diesen Aufzeichnungen zitierten Tagebucheinträge, Briefe und das Textfragment aus einem Roman *Bernard Nowaks* sind authentisch und wurden von mir aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt. Das Erzählte beruht auf Tatsachen und wurde von mir so erlebt. Die Namen der Personen habe ich nur dort verändert, wo es mir absolut notwendig schien. Ansonsten handelt es sich um Menschen, die gelebt haben oder noch leben und um keine erfundenen Figuren.

Das Manuskript greift eine Problematik auf, die aktuell ist und in Deutschland und Europa seit Jahren intensiv diskutiert wird: die Frage nach dem Integrationsgrad eingewanderter Minderheiten, die von der Mehrheitsgesellschaft mehr oder minder akzeptiert werden. Angesichts der weltweiten Zunahme von Flucht und Wanderungsbewegungen nimmt das Phänomen der Heimatlosigkeit und Entwurzelung rapide zu. In der Regel fragt die Mehrheitsgesellschaft aber nicht nach der Befindlichkeit ihrer zugewanderten Mitbürger, sondern erwartet von ihnen Anpassung. Ohne ihre sog. Parallelwelten zu kennen, erlaubt sie sich weitgehende Urteile über Menschen, vor denen sie sich selbst verschließt. Indem sie selbst ausgrenzt, erhebt sie den Vorwurf, die Minderheit grenze sich selbst aus. Trägt man zwei oder mehrere Kulturen in sich, bleibt man für viele Zeitgenossen uneindeutig, es herrscht weiterhin das Defizitmodell des *weder noch* vor. Ich setze mich seit vielen Jahren für die Akzeptanz des Modells eines *sowohl als auch* ein, das zur Voraussetzung hat, dass man nicht nur seiner eigenen Kultur, sondern allen Kulturen eine entsprechende Wertschätzung entgegenbringt. Auch ich habe das in dem mich fast tagtäglich beschäftigenden deutsch-polnischen, belasteten Kontext erlernen müssen. Ich habe meine polnische Identität in Deutschland nie verleugnet, sondern sie vertieft und professionalisiert. So wurde ich zum zwischen den Kulturen vermittelnden Berufspolen. Je besser ich Deutsche und Polen kennenlernte, umso größer wurde allerdings meine Distanz zu den tradierten Fremd- und Eigenbildern beider Gruppen. *Witold Gombrowicz* und die Beschäftigung mit der polnischen Exilliteratur halfen mir sehr auf meinem Weg zum Kosmopoliten und schließlich zum Kosmopoliten. Heute weiß ich, dass ich nicht nur Pole und Deutscher bin, sondern auch, dass ich weder Deutscher noch Pole bin.

Denn als Kosmopolit bin ich überall und nirgendwo zu Hause und bleibe überall beheimatet und heimatlos, Inländer und Ausländer. Und das ist auch gut so.

Inhaltsangabe

Das Manuskript besteht aus 39 Kapiteln unterschiedlicher Länge und umfasst ca. 300 Seiten. Die ersten drei Kapitel behandeln meine frühe Kindheit, wobei bereits hier die Frage aufgeworfen wird, in welchem Grade man als Ausländerkind in die Mehrheitsgesellschaft der Deutschen integriert werden kann und welche Anstrengungen man unternehmen muss, um sich zu behaupten. Geschildert wird auch das schwierige soziale Umfeld, in dem ich aufwuchs.

Thematisiert wird in den nächsten drei Kapiteln die Situation meiner Eltern, die durch den Zweiten Weltkrieg, durch den Nationalsozialismus und Kommunismus entwurzelt wurden, ihre Heimat, ihre Familie sowie ihr Hab und Gut verloren. Auch wird ein Ausschnitt der Familiengeschichte geboten, den ich aufgrund zahlreicher Gespräche mit meinen Eltern, Verwandten und mit Hilfe des Tagebuchs meines Vaters rekonstruieren konnte. Auch diese Geschichte ist von Flucht, Vertreibung und Verschickung geprägt, kurzum von einem permanenten Heimatverlust.

Die nächsten vier Kapitel schildern und reflektieren meine unruhige Volksschulzeit, die Ferienaufenthalte in einem polnischen Waisenhaus, die ersten Gymnasialjahre mit zum Teil furchterregenden Lehrern sowie das Gefühl, in zwei Welten zu leben. In den nächsten vier Kapiteln geht es um die Missstände am Gymnasium, um meine politischen Aktivitäten, die fast zu einer frühzeitigen Beendigung meiner Schullaufbahn führten. Thematisiert wird auch die von mir bewusst in Kauf genommene Bindungslosigkeit.

Weitere Kapitel sind unterschiedlichen Ferienjobs und der Zeit nach dem Abitur gewidmet. In ihnen geht es immer wieder um die Frage, wer ich bin oder zu sein scheine, die natürlich auch an meinen eigenen Reifungsprozess gekoppelt ist.

Fluchten und Ausbruchsversuche als Auslandsreisen getarnt sowie die ersten Studienjahre stehen im Mittelpunkt der nächsten vier Kapitel.

Die Erfahrungen mit Dozenten und Professoren der Slawistik und Geschichte in Mainz werden alsdann rekonstruiert, auch geht es um das Konkurrenzgehabe von Lektoren und einige nur schwer zu ertragende polnische Originale, die ich während meines Studiums näher kennen lernte.

Im nächsten Kapitel wird erzählt, wie ich meine nächsten Verwandten in den USA besuche und in drei Sprachen mit ihnen kommunizieren muss, da sich unsere Muttersprachen nur partiell decken. Das Kapitel über Kanada ist meiner Nenn tante *Zofia* gewidmet, einer klugen und mutigen Frau.

Die letzten Kapitel schildern meine verstärkten Aktivitäten im Hinblick auf Polen. Die Studienaufenthalte in Warschau, Paris und London spiegeln die sich verändernde Distanz und Nähe zu Polen wider, das ähnlich wie Deutschland nur bedingt Heimat ist. Ferner berichte ich über meine Beratungsarbeit und meine Erfahrungen mit Aussiedlern und gehe auf die ersten intensiven Kontakte mit jungen Menschen aus der Sowjetunion ein.

Im letzten Kapitel denke ich über meine neue deutsche Familie nach und frage nach ihrer Bedeutung für mich.

Warschau/Paris 1987

Die Reise nach Warschau, wo ich mich vom 19. bis 25. Mai 1987 aufhielt, hatte schon merkwürdig begonnen. Die Maschine konnte in Frankfurt am Main nicht rechtzeitig starten, da es wohl eine Bombendrohung gegeben hatte. Wir starteten dann mit 1,5stündiger Verspätung und landeten viel später als erwartet in Okęcie. Dann stand ich eine geschlagene Stunde vor dem Gepäcklaufband, die übrigen Flugpassagiere hatten ihre Koffer längst alle aufgenommen, da mein Koffer einfach nicht auftauchte. Ich starrte minutenlang auf das leere, noch immer im Betrieb befindliche Laufband und beschwerte mich bei einem Bediensteten. Der aber zuckte nur mit den Achseln. Ich suchte den ganzen Bereich um das Laufband mit den Augen ab. Nichts! Ich sprach noch einmal den uniformierten Bediensteten an und bat um Hilfe. Wieder nur ein Achselzucken. Ich drehte mich resigniert um – und da stand mein Koffer in einer Entfernung von nur vier Metern vor mir. Mir war klar, er war wohl schon vor der Zollabfertigung gefilzt worden. Meine kleinen Solidarność-Aufträge für Andrzej Wirga von der Solidarność Walcząca hatte ich nicht verschriftlicht, also konnten die Schnüffler eigentlich keinen Anhaltspunkt haben. Ich kam auf offizielle Einladung der polnischen Übersetzungsagentur und hatte zudem einen Arbeitstermin mit dem angesehenen Polonisten Prof. Andrzej Lam, der sicherlich kein Regimekritiker war. Die Manuskripte für Lam, waren im Koffer, die Infos für den Schwager von Jola Wirga, Jan, hatte ich im Kopf. Wieso hatten sie meinen Koffer also gefilzt? Nach der Zollabfertigung fuhr ich mit dem Taxi zum „Grand“ und besuchte am ersten Nachmittag meine Tante Helena. Die nächsten beiden Tage hatte ich offizielles Programm in der Wiejska-Straße bei dem Verlag „Czytelnik“. Die Gruppe von Übersetzern, die aus allen möglichen europäischen Ländern kam, wurde sehr zuvorkommend und gründlich über die Neuerscheinungen auf dem polnischen Buchmarkt informiert. Es gab interessante Wiederauflagen und Veröffentlichungen von Strug, Konwicki, Kijowski, aber auch Bücher von Zofia Nałkowska, Igor Newerly, Jan Józef Szczepański. Wir durften Bücherwünsche äußern, die im Handumdrehen erfüllt wurden. Man behandelte uns wie rohe Eier, mir raunte der Verlagschef nach dem ersten Gespräch zu, dass man auf mich zähle. Man hatte sich offenbar informiert, immerhin hatte ich Tatarkiewicz's „Über das Glück“ übersetzt und die Lamsche Anthologie über die polnische Avantgarde lag in den letzten Zügen. Ich nahm sowieso an, dass die Initiative für die Einladung meiner Person von Andrzej Lam ausgegangen war, denn so konnten wir uns eingehend über unser Übersetzungsprojekt unterhalten und waren nicht auf die langwierige Korrespondenz angewiesen. Ob es aber tatsächlich so war, habe ich niemals erfahren. An den folgenden Vormittagen waren wir beim PIW (Staatliches Verlagsinstitut) im Foksal und bei ZAIKS in der Hipoteczna eingeladen, wo wir über die Verlagstätigkeit des Wydawnictwo Literackie (Literaturverlag) informiert wurden. Das war für mich von besonderem Interesse, denn bei diesem Verlag war endlich eine zehnbändige, wenn auch unvollständige und zum Teil zensierte Gesamtausgabe der Werke Witold Gombrowicz's erschienen. Anlässlich dieser Treffen lernte ich die serbische Übersetzerin Ljubica aus Belgrad kennen. Wir verstanden uns auf Anhieb sehr gut und verabredeten uns einige Male zum Kaffee. Schließlich bot sie mir an, mich an einem der Abende zu dem bekannten polnischen Lyriker Ernest Bryll mitzunehmen, den sie gut kannte und der unweit der amerikanischen Botschaft in Warschau ein hübsches Haus hatte. Das war am vorletzten Tag unseres Aufenthalts in Warschau und bevor wir mit dem Taxi zu Bryll führen, musste ich noch Andrzej Lam besuchen, der in einem weit außerhalb der Innenstadt liegenden Prominentenviertel wohnte, wo auch etliche höhere Offiziere ihre Häuser stehen hatten. Lam gehörte zweifelsohne zur Nomenklatura, allerdings war er sicher kein Betonkopf. Während der zwei Semester, in denen er in Mainz im Rahmen des Schwerpunkts Polen gelehrt hatte, habe ich gewinnbringend bei ihm eine Vorlesung, eine Übung und ein Seminar besucht. Er vermittelte mir zwei anspruchsvolle Übersetzungsjobs und behandelte mich korrekt, wenn nicht zuvorkommend. Aus meinen politischen Ansichten machte ich kein Hehl,

allerdings ließen wir die Politik in unseren Mainzer Gesprächen außen vor, denn mir war klar, dass die polnische Regierung keinem Regimekritiker eines der begehrten Auslandsstipendien gönnen würde, das – von der Robert-Bosch-Stiftung mitfinanziert – hervorragende Verdienstmöglichkeiten bot. Andrzej Lam kaufte sich damals in Mainz einen Opel Kadett, mit dem er dann wohl nach Warschau zurückfuhr. Er holte mich damals aber mit dem Fiat 500 seiner Frau ab, weil er Benzin sparen wollte. Kein Wunder, denn Sprit war im Mai 1987 in Warschau eine nur schwer beschaffbare, überaus teure Mangelware. Wir beide hatten eine über Jahre anhaltende wohlwollende, aber distanzierte Arbeitsbeziehung. Wir schreiben uns zwischen März 1985 und Mai 1989 unzählige Briefe mit langen Anhängen. Prof. Lam lobte meine Übersetzungen, korrigierte ab und an stilistische Kleinigkeiten und zeigte sich über das Tempo, das ich anschlug, überrascht. In der Tat kniete ich mich besonders 1985 und 1986 intensiv in die Arbeit hinein, obschon ich mich damals intensiv mit meinem Rigorosum beschäftigen musste. Hinzu kam, dass ich im November 1985 Angelika heiratete, im Dezember 1985 mein Rigorosum hatte, eine Woche später die Pflegschaft über meinen akut an Schizophrenie erkrankten Bruder übernahm und im April 1986 unsere Tochter Miriam geboren wurde. (...). Da tat mir die Arbeit an den schwierigen Übersetzungen der polnischen Avantgardisten gut, denn sie beanspruchten mich vollkommen und ich kam nur noch selten auf trübe, depressive Gedanken. Ich war im Mai 1987 ein Akademiker mit zwei Abschlüssen, ein nicht unbegabter Übersetzer und schrieb aufgrund eines großzügig von der DFG gewährten Begabtenstipendiums an dem ersten deutschsprachigen Standardwerk über die polnische Exilliteratur, aber ich war alles andere als ein gemachter Mann. (...) Prof. Andrzej Lam war hingegen eine bekannte, einflussreiche Persönlichkeit, ein angesehener Literaturwissenschaftler und Übersetzer klassischer deutscher Literatur, der sämtliche Wechselfälle in der VR Polen heil überstanden hatte. Insofern muss ihm das, was ich ihm am 23. Mai 1987 in seinem geschmackvoll eingerichteten Salon über den polnischen Weg zum Sozialismus und über die Unabhängigkeit Polens erzählte – ich hatte mir glücklicherweise nur zwei Wodka erlaubt und den dritten ausgeschlagen – sehr naiv vorgekommen sein. Er wechselte einfach das Thema und kam auf Literatur und Übersetzungstechniken zu sprechen. Er wusste, wovon er sprach, und er wusste auch, wovon er sprach, als er zwei Stunden zuvor auf der Autofahrt zu seinem Haus, den Begriff „Informationsbulletin“ (biuletyn informacyjny) fallen ließ, und zwar in einem Kontext, der gar nicht dazu passte. Damit wies er mich dezent darauf hin, dass ihm wohl bekannt war, dass ich in Mainz an dem Informationsbulletin des „Hilfskomitees Solidarność“ mitarbeitete. Ich hatte den Eindruck, dass er mir so signalisierte, dass unsere fachliche Zusammenarbeit erwünscht sei, schon alleine deshalb, weil wir uns gegenseitig brauchten, gleichzeitig zog er aber eine klare Grenze, denn als loyaler polnischer Professor gab es eindeutige Tabuthemen. (...) Am Abend des gleichen Tages fand ich mich zusammen mit Ljubica in dem schmucken Haus Ernest Brylls ein, der uns herzlich begrüßte und uns seiner erheblich jüngeren Frau vorstellte. Mit von der Partie war ein friedlich zotteliges Kalb von Hund, das den ganzen Abend still vor dem Kamin liegen blieb. Bryll rauchte eine schicke Meerschaumpfeife, war aber ansonsten locker gekleidet und sprach leise und deutlich. Eigentlich deklamierte er seine Enttäuschung und sein Leid, machte lange Pausen, wartete auf Fragen, die nicht kamen, und fuhr dann fort. Er sah aus wie ein englischer Gentleman, und passte mit seiner ruhigen, gelassenen Art so gar nicht in das nervöse und unterversorgte Warschau des Jahres 1987. Es gab aromatisierten Tee zu trinken und ein leichtes Gericht aus gedünstetem Gemüse mit geringfügigem Fleisch- und hohem Bohnenanteil, wenn ich nicht irre, gedünstet und in Olivenöl zart angebraten, indisch gewürzt und al dente. Zum Essen wurde ein leichter französischer Landwein zweiter Wahl gereicht. Ich kannte Brylls Oeuvre nur sehr oberflächlich und hielt mich deshalb vorsichtig zurück. Ich wusste, dass er der Opposition zugerechnet und überwacht wurde. Auch hatte er wohl Veröffentlichungsverbot und musste Schikanen seitens des polnischen Staatsschutzes erdulden. Die Frau mit großen mandelförmigen schwarzen Augen und langem, offen

getragenen schwarzen Haar umsorgte ihn wie einen Meister. Am Gespräch beteiligte sie sich nicht. Sein letztes Poem hatte bezeichnender Weise die Christusthematik zum Gegenstand, die Atmosphäre stimmte. Der Tabakduft aus der feinen Meerschaumpfeife, ein paar, warmes Licht spendende Kerzen und die modernen, in einem lakonischen Stil gehaltenen religiösen Motive an den Wänden des sparsam, aber geschmackvoll eingerichteten Salons verstärkten diesen Eindruck. Nach den aufwühlenden Gesprächen mit Bernard, Tadeusz, Jan und Helena sowie dem anstrengenden, kontrollierten Arbeitsgespräch mit Andrzej Lam kam ich an diesem Abend einigermaßen zur Ruhe. Bryll versorgte uns mit einer Kopie seines letzten Poems und wir versprachen ihm, uns um eine Übersetzung ins Deutsche bzw. Serbische zu kümmern. Ich nahm mit Ljubica ein Taxi zum Hotel. Wir saßen nachdenklich und schweigsam im Fond des Wagens und gingen schweigend auseinander. Für heute war wohl alles gesagt worden. Ich konnte nicht ahnen, dass mich am nächsten Tag, am Vorabend des Abreisetages noch eine temperamentvolle und handgreifliche Diskussion mit einem polnischen Publizisten erwartete. (...)

Das Jahr 1987 war von zahlreichen Aktivitäten geprägt, denn außer in Warschau hielt ich mich auch noch knappe zwei Wochen in Meudon bei Paris auf, wo ich im Rahmen meiner DFG-Projekts in dem Buchladen Libella auf der Isle St. Louis exilpolnische Literatur einkaufte, in der Biblioteka Polska las und exzerpierte, Jerzy Giedroyc, den Redakteur der Kultura in Maison Lafittes aufsuchte, aber von ihm nicht empfangen wurde, weil Zofia Hertz, die Gralshüterin des Instituts, mich an einen jungen Assistenten weiter reichte, der mich ein paar interessante Schriften an Ort und Stelle einsehen ließ. Ich kam ferner auf Empfehlung von Andrzej Wirga mit Vertretern der polnischen Dissidenten in Paris zusammen, u.a. mit Mirek Chojecki, der die Zeitschrift „Kontakt“ herausgab, aber auch mir Irena Lasota und ihrem Lebensgefährten Jakub Karpiński, der einige wichtige oppositionelle Publikationen in London und Paris veröffentlicht hatte. Ich hatte den Auftrag, entsprechende Materialien aus Paris nach Mainz mitzunehmen. Karpiński half mir sogar, die schweren Taschen mit Broschüren und Büchern zu meinem Wagen zu bringen. Da ich mit meinem alten Opel Ascona alleine unterwegs war, hatte ich Gott sei Dank genug Laderaum. Bei Herrn Romanowicz, dem Leiter der Libella, in der einst der Regimentskamerad meines Vaters Kostek gearbeitet hatte, kaufte ich an die fünfzig Bücher, die ich für mein DFG Projekt brauchte. Dies versetzte ihn wohl in helle Aufregung, denn die im Exil lebenden Polen kauften – bis auf kleine Ausnahmen – keine oder nur wenig Bücher. Die Exilverlage blieben auf ihren auch so schon kleinen Auflagen mehr oder minder sitzen. In Paris hielt ich mich zwischen dem 20. und dem 29 Juli 1987 auf, fuhr mit dem Bus und der Metro aus Meudon in die Stadt hinein, wohnte in dem Centre d'Etudes Russes, wo ich ein billiges Zimmer bekommen hatte und mir Frühstück machen konnte. Ich traf hier einen alten Bekannten, den ich bei meinem Aufenthalt bei den russischsprachigen Jesuiten Besuch 1976 am Genfer See kennen gelernt hatte. Den schon betagten Andrej, der mir eines Morgens erklärte, dass Hitler einen Präventivkrieg gegen die UdSSR geführt habe. Ich konnte ihn nicht vom Gegenteil überzeugen, denn 1941 lebte er selbst noch in der Sowjetunion und hatte entsprechende Beobachtungen gemacht. Er erinnerte sich gut an meinen russlanddeutschen Freund Hans aus Mainz, und als er hörte, dass der schon am habilitieren war sagte er, „na eben, das ist halt ein fleißiger Deutscher“. Wir führten dieses morgendliche Gespräch bei einem Tee mit Zitrone und einer Scheibe Baguette mit etwas Käse auf Russisch und verabschiedeten uns höflich voneinander. Ich wälzte das Problem des deutschen Präventivkriegs noch ein wenig in Gedanken hin und her, als ich von einer etwas älteren Frauenstimme von hinten auf Polnisch angesprochen wurde: „Sie sind doch Pole, warum sprechen sie dann Russisch?“ Das war die sehr rundliche, hässliche Wirtschafterin und Köchin des Instituts, die ich bisher kaum wahrgenommen und immer nur mit einem knappen *Bon jour* begrüßt hatte. Ich ließ mich leider auf dieses Gespräch ein und lernte so auch den Gatten der Köchin kennen, einen vor

Jahren aus Polen geflüchteten schlanken, langhaarigen Mann, mit unruhigen, flackernden Augen. Die Gespräche mit beiden erwiesen sich als unerfreulich. Der soziale Abstieg, er hatte keine geregelte Arbeit, schriftstellerte und malte ein wenig, sie erfuhr im Centre nicht die entsprechende Wertschätzung, sorgte dafür, dass der Leiter des Zentrums, die Kommunisten und schließlich die überall zu einflussreichen Juden hierfür verantwortlich gemacht wurden. Jurek konnte weder mit seinen Texten noch mit seinen Bildern in Frankreich und der Welt reüssieren, da er von einflussreichen Juden daran gehindert wurde, er war Opfer einer Verschwörung. Mir wurde bei dem Gespräch fast übel, ich musste an Ryszard und an Stasiak aus Mainz denken, an die vielen kleinen oder größeren Versager, die die Schuld an ihrem Unglück den mächtigen, hinterlistigen Juden in die Schuhe schoben. Dieser Verfolgungswahn lebte fort, und das nach dem Holocaust, nach dem Nachkriegspogromen in Kielce und der sog. antizionistischen Kampagne des Jahres 1968 in ganz Polen. Gerade mit jüdischstämmigen Vertretern der polnischen Intelligenz – also mit Irena und Jakob – hatte ich tags zuvor gesprochen und die Situation in Polen und Europa erwogen. Sie waren mir sympathisch, denn sie publizierten kritische Texte, taten etwas für das unterdrückte Polen, die Freiheit der Menschen und scheuten kein Risiko. Und nun saß ich in einem Zentrum für russische Sprache in Meudon bei Paris und hörte mir die monothematische Klage zweier geschundener polnischer „Arier“ an, die vor Selbstmitleid troff. In mir glaubten sie ganz offensichtlich polnischen Landsmann gefunden zu haben, dem sie ihr Herz ausschütten konnten. Neugierig wie ich nun mal bin, nahm ich ihre Einladung an, an einer der folgenden Nachmittage zu ihnen zum Essen zu kommen. Jureks rostiger R4 hatte allerdings einen Schaden, so dass wir zunächst mit zwei Autos zu einer Werkstatt in einem mir vollkommen unbekanntem Pariser Arbeiterbezirk fahren mussten. Ich fuhr ihm also nach, was sich in dem Pariser Verkehrschaos recht abenteuerlich gestaltete. Ich verlor bald jede Orientierung und konzentrierte mich lediglich darauf, seinen Wagen nicht aus den Augen zu verlieren. Schließlich hielten wir vor einer obskuren, winzigen Werkstatt, die von einem struppigen, langhaarigen Rumänen, wahrscheinlich einem verkappten Bildhauer, geleitet wurde und in der man die Gebärdensprache zu bevorzugen schien. Jurek sprach eine Mischung aus Polnisch und Französisch, der Rumäne sprach Rumänisch und die Probleme mit dem Motor wurden von Jurek durch entsprechend ein- und aussetzende Huster und Heuler imitiert. Immerhin, wir ließen seine Kiste da, und ich musste Jurek nicht mehr nachfahren und befürchten, dass ich ihn verlor. Bereits bei meinem Ausflug nach Maisons-Lafitte hatte mich Paris verkehrstechnisch überfordert. Ich fuhr an einer Kreuzung falsch ab und fand mich Minuten später in einem arabischen Viertel wieder, wo ich nirgends anhalten konnte, um meinen Stadtplan zu konsultieren. Nach einer halben Stunde gelangte ich schließlich doch auf eine breitere Straße und fand Hinweisschilder, die mich ans Ziel brachten. Jetzt saß Jurek neben mir und schwärmte schon von den einzigartigen Pfannkuchen (naleśniki), die uns seine Frau bieten würde. Wir kamen schließlich in einem Peripheren Bezirk von Paris an, parkten den Wagen vor einem verwilderten Garten und einem ungepflegten Haus, betraten einen wild wuchernden Salon, der mit den Exponaten Jureks vollgestopft war, und nahmen in der engem Küche auf altersschwachen Holzstühlen Platz. Jurek stellte mir seine beiden geistig behinderten Zwillinge vor, die ein monströses Aussehen hatten und sich kaum artikulieren konnten sowie den ältesten Sohn, der einen netten, normalen Eindruck machte, aber kein Wort Polnisch sprach. Bei Tisch redete ich also Englisch und Polnisch, die französischen Polen mit ihrem ältern Sohn Französisch, mit ihren Zwillingen ein kaum verständliches Kauderwelsch aus kindersprachlichen Elementen und Verkleinerungen, mit mir Polnisch. Beiläufig bekam ich dann mit, dass die Zwillinge wesentlich älter waren als der älteste Sohn. Sie sahen zwar wie vierzehn aus, waren aber beide schon über zwanzig, während Jaques gerade erst seinen Achtzehnten gefeiert hatte. Wie verzehrten die Eierpfannkuchen mit Marmelade und

tranken dazu ein lauwarmes Gemisch aus Bier und Limonade, das gewöhnungsbedürftig war. Ich sah mir die an den Wänden hängenden Exponate Jureks an und verstand, dass sie von der jüdischen Weltverschwörung geschmäht wurden. Ich hatte mich durchaus schon mit experimenteller Kunst beschäftigt und dafür begeistert, aber das, was da an den Wänden hing, war einfach schlecht. Das konnte ich Jurek aber unmöglich sagen, also sagte ich gar nichts. Nun fing der Künstler auch noch an, mir seine Werke, die schon für kleines Geld zu haben seien, anzupreisen. Also spontane Vernissage, Eierpfannkuchen mit Bier-Limonadengemisch, die stieren Blicke der Zwillinge, denen meine Armbanduhr sehr gut zu gefallen schien, die mehrfache wiederholte Aufforderung von Krysia, doch zuzugreifen, denn es sei noch genug da, der verschämte, auf den Küchenboden gerichtete Blick Jaques, der als einziger von den Fünfen normal zu ticken schien, und erste, noch verhalten formulierte Redebeiträge über das Wesen des gierigen Geldjudentums, all das wurde mir zu viel. Ich litt, entschuldigte mich, suchte das WC auf, erbrach die Eierpfannkuchen in das Loch des französischen Abtritts, wusch mir auf der klitzekleinen Toilette in einem noch kleineren Waschbecken sehr lange die Hände, und wollte nur noch weg. Es begann schon zu dämmern und ich hatte keine Ahnung, wie ich mit dem Wagen nach Meudon zurückfinden würde. Irgendwie schaffte ich dann den Absprung, verabschiedete mich artig, beschloss, nie wieder neugierig zu sein, verfuhr mich natürlich einige Male, irrte mit meinem Opel durch das nächtliche Paris, kam dann aber gegen 23.00 Uhr im Centre an und schwor mir, Jurek und Krysia zukünftig aus dem Weg zu gehen. Zwar wurde ich eines morgens von der korpulenten Krysia, mit ihren blutunterlaufenen Augen noch einmal eingeladen, die Pfannkuchen sollten durch Rouladen (zrazy) nach echt polnische Art überboten werden, aber, als mich Jurek am nächsten Tag abholen wollte, mich nicht finden konnte und mit irritiertem Blick das gesamte Institutsgelände nach mir absuchte, hatte ich mich so gut versteckt, dass ich ihn zwar beobachten, er mich aber unmöglich aufstöbern konnte. Ich blieb so lange in Deckung, bis der inzwischen reparierte Motor seines R4 gestartet wurde und sich das Motorengeräusch immer weiter entfernte. Ich öffnete das Zimmerfenster, ließ die frische Abendluft hinein, steckte mir eine Camel ohne an, inhalierte tief und erleichtert und las weiter. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Mainz zurück. Mit reicher Bücherbeute und um einige Erfahrungen reicher. In der Lektüre und im Schreiben fand ich damals viel Trost, aber auch bei meiner Frau Angelika, die großes Verständnis für mein Berufspolentum aufbrachte, sowie bei meiner kleinen Tochter Miriam, für die ich einfach der Papa war.

Fragment aus: Zbigniew Wilkiewicz: Heimatloser Ausländer. Radeberg 2011